



TAUWETTER

... *franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*



Bruder Gerard Martin Cendrier



Bruder Louis Paratre



Bruder Xavler Boucher



Bruder Roger Le Ber

Die zwölf Lerchen

Französische Franziskaner im KZ

Impressum

Redaktion Tauwetter

Peter Amendt ofm, Stefan Federbusch ofm,
Markus Fuhrmann ofm, Korbinian Labusch, Jürgen Neitzert ofm,
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert ofm, Köln

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Franziskaner
Burgstrasse 61 · 51103 Köln
Telefon 02 21.87 31 13 · Fax 02 21.870 04 64
redtauwetter@aol.com
www.tauwetter-online.de

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtsparkasse Düsseldorf (BLZ 300 501 10)
Kontonummer: 10 130 896
IBAN: DE 43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSEDDXXX

Editorial

70 Jahre sind vergangen: zu Beginn des Jahres 1945 ist das Ende des Zweiten Weltkriegs absehbar. Deutsche Truppen sind an allen Fronten auf dem Rückzug, sie beseitigen nach und nach die Konzentrationslager, die alliierten Truppen rücken vor. Es ist in dieser Zeit, dass unter erbärmlichen Umständen vier franziskanische Ordensleute des Klosters Champfleury sterben.

Ihre Geschichte beginnt im Jahr 1943; wie viele andere französische junge Männer werden auch zwölf Franziskaner von den Deutschen für die STO (Pflichtarbeitsdienst) zwangsverpflichtet und nach Köln geschickt. Dort gründen sie ein Netzwerk der Katholischen Aktion und des geistigen Widerstandes; eine sehr gefährliche Tätigkeit, weil ein Dekret der NS-Behörden alle apostolische Tätigkeit der französischen Arbeiter in Deutschland verbietet. Im Juli 1944 werden sie mit vielen anderen christlichen Aktivisten verhaftet, verurteilt und in ein Konzentrationslager in Buchenwald gebracht. Vier der Franziskanerbrüder lassen ihr Leben. Wer sind diese vier Brüder?

Bruder Gerard Martin CENDRIER von Paris stirbt an Erschöpfung am 24. Januar 1945, im Alter von 25 Jahren.

Bruder Xavier BOUCHER aus den Vogesen stirbt ebenfalls an Erschöpfung, alleine, am 15. März 1945 im Alter von 24 Jahren.

Bruder Roger LE BER, geboren in Landivisiau in der Bretagne, bleibt während der Evakuierung des Lagers Halberstadt erschöpft auf der Strecke und wird von einem deutschen Soldaten auf der Seite der Straße am 12. April 1945 im Alter von 25 Jahren erschossen.

Bruder Louis PARAIRE gebürtig aus Vincennes stirbt an Dysenterie (Ruhr) im Alter von 26 Jahren am 26. April 1945 in einem Eisenbahnwagen im Todeszug von Buchenwald in Richtung Dachau.

Ein kurzer Text des **Archivars Hugues Dedieu ofm** fasst ihre Geschichte zusammen.

Die anderen Brüder überleben. Sie kommen am 28. April 1945 in das KZ Dachau und werden von amerikanischen Truppen am 29. April befreit. Einer von ihnen, **Bruder Éloi Leclerc**, erzählt ihre Geschichte in den Artikeln „Wir waren zwölf...“, im Jahre 1946 geschrieben, und „Der Sonnengesang in Nacht und Nebel“. Ein kurzes Interview mit dem 94 Jährigen wurde von **Jürgen Neitzert ofm** letztes Jahr in Saint-Malo festgehalten.

Wir danken **Georg Andlinger ofm** sehr für seine ausgezeichneten Übersetzungen aus dem Französischen.

Kardinal Decourtray, Präsident der Bischofskonferenz von Frankreich, hat die Seligsprechung der vier Franziskaner als „Märtyrer des Apostolats“ am 14. September 1988 eingeleitet, zusammen mit der von anderen jungen Franzosen, insgesamt 50 Priester, Ordensleute, Seminaristen, Scouts, JOC-Mitglieder, Opfer des Nationalsozialismus.

*„Paix et Bien“ – Frieden und alles Gute wünscht Ihnen
Ihre Tauwetterredaktion*

Inhalt

Die 12 Lerchen – Franziskaner als Zwangsarbeiter in Deutschland

Jürgen Neitzert ofm

Wir waren zwölf ...

Éloi Leclerc ofm

Der Sonnengesang in Nacht und Nebel

Éloi Leclerc ofm

Interview mit Éloi Leclerc ofm

Jürgen Neitzert ofm

Vier Brüder starben als Märtyrer der Nächstenliebe

Hugues Dedieu ofm

Die 12 Lerchen – Franziskaner als Zwangsarbeiter in Deutschland

Jürgen Neitzert

„Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.“

(Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede am 8. Mai 1985)

Französische Arbeitskräfte für die Deutschen

Über 1,2 Millionen französische Kriegsgefangene und über Hunderttausend freiwillig in Deutschland arbeitende Franzosen gibt es 1942. Im Sommer 1942 kündigt der NS-„Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz“ an, dass weitere hunderttausende Arbeitskräfte aus Frankreich benötigt werden. Aufgrund einer Dienstverpflichtung des Regimes in Vichy vom 4. September 1942 werden 239.000 Personen zwangsweise nach Deutschland gebracht.

Der „Service de Travail Obligatoire“ (STO)

Am 16. Februar 1943 folgt der „Service de Travail Obligatoire“ (STO): die zwangsweise Einberufung aller Männer zunächst der Jahrgänge 1920 bis 1922 zur Arbeit in Deutschland, später auch zur Arbeit für die Deutschen in

Frankreich. Ziel ist es, 800.000 Arbeiter zu rekrutieren, etwa 600.000 Franzosen werden zwangsverpflichtet. Auch Kriegsgefangene können sich ab April 1943 in Zwangsarbeiter umstufen lassen, 250.000 nutzen das, um mehr Freiheiten zu haben.

Vor Ende des Krieges gibt es unter den Millionen von Fremdarbeitern, Kriegsgefangenen oder Zivilpersonen, Frauen oder Männern, zwei Millionen Franzosen, darunter 800.000 Zivilpersonen.

Die Ablehnung der Arbeit für den Feind, für dessen Rüstungsindustrie, ist in Frankreich weit verbreitet. Der STO erschüttert am nachhaltigsten den Rückhalt von Vichy in der Bevölkerung und verschafft der Résistance neue Legitimität und Zulauf. Viele verweigern sich, besonders 1944 wird auf sie systematisch Jagd gemacht.

Etwa 30.000 Menschen sterben durch den STO. Die überlebenden STO-Opfer werden nach Kriegsende als Kriegsoffer anerkannt, aber nicht mit gleichen Rechten wie die in die KZ- und Vernichtungslager Deportierten.

12 Franziskaner werden eingezogen

Im August 1943 werden Brüder des franziskanischen Studienhauses Champfleury bei Carriers-sous-Poissy in der Region Paris zum Arbeitsdienst als Rangierer im Pariser Vorort Achères (Yvelines) gezwungen. Am 14. September werden zwölf Franziskaner, 11 Studenten und ein Priester, mit dem Zug nach Köln in Deutschland geschickt. Ihre Namen: Xavier Boucher, Gérard-Martin Cendrier, Jean-Pierre Fourmentraux, Jean-Robert Hennion, Roger (Paul) Le Ber, Christophe Leclerc, Éloi Leclerc, Louis Paraire, Patrick Robert, Gwennaël Urien, Marie-Bernard Vacavant, Daniel (Jean) Verbraeken. Sie gehören der Franziskanerprovinz Saint Pierre / Paris an.

In Paris, Gare de l'Est geht die Fahrt der Franziskaner im Ordensgewand los. An der Grenze werden sie angehalten, müssen das Ordensgewand ausziehen. Dann geht die Fahrt weiter nach Köln. Die Franziskaner leben erst in einem Reichsbahnlager in der Mauener Strasse in Köln-Nippes, Lager

„Roland“, (Baracken 1 und 2), zusammen mit 300 Personen, Franzosen, Holländer und später russisch-ukrainische Familien. Sie arbeiten im großen Kölner Güterbahnhof Gereon als Gepäcktransporteure.

Zivilarbeiter können sich ohne Bewachung frei bewegen. Sie unterliegen nur der allgemeinen Ausländer-Polizei-Überwachung. So besuchen sie abends die anderen französischen Zwangsarbeiter und unterstützen sie materiell und spirituell. Sie werden die „12 Apostel“ genannt. Es gibt fast täglich Besuche in den Krankenhäusern bei den kranken Zwangsarbeitern. Die Franziskaner gründen einen Chor, die „Lerchen Frankreichs“, um Geld für die Bedürftigen zu sammeln und in die Krankenhäuser zu gehen, um den Kranken etwas Freude zu bereiten.

Mit ihnen leben in Köln andere Priester und JOCisten (CAJ, Katholische Arbeiterjugend Frankreichs) als Zwangsarbeiter; alle zusammen organisieren sie Seelsorge an den Zwangsarbeitern und auch den Menschen anderer Nation, mit denen sie zusammenleben. So der Abbé Pannier und Abbé Cléton. Ein Dekret der Nazi-Behörden verbietet alle apostolische Tätigkeit an den französischen zwangsweise Eingewanderten in Deutschland. Man will keine französischen Geistlichen als Seelsorger haben, da die Kirche in Frankreich als Gegner eingeschätzt wird. Die Priester, Katholischen Arbeiterjugendlichen und die 12 Franziskaner gründen ein Netzwerk der „Katholischen Aktion“ und leisten geistigen Widerstand.

Die Hilfestellung der deutschen Katholiken in Köln ist groß. Die 12 Franziskaner werden oft bei den Vinzenterinnen im Sankt-Vinzenz Hospital gut aufgenommen, das sehr nahe zu ihren Lagerbaracken liegt. Die Provinzoberin Schwester Luzina von Gebsattel ist eine mutige Frau, deren Verwandte im Militär eine wichtige Rolle spielen. Sie spricht selber Französisch und gibt ihnen Raum für Treffen und Gottesdienste im Saal unter der Krankenhauskapelle. Die Vinzenzschwestern verpflegen sie und waschen die Wäsche.

So schreibt ein Bruder: „Um 4.45 Uhr stehen wir auf (...), fahren jeweils zu zweit zum Sankt-Vinzenz-Hospital, wo Pater Jean-Robert uns die Messe liest (...). Die Vinzenterinnen geben uns Frühstück“. Danach geht es zu

Fuß 30 Minuten zum Güterbahnhof Gereon wo Waggons ausgeladen und umgeladen werden. Arbeit bis 16.30 Uhr.

Am 3. November erleiden die Brüder das erste Bombardement der Stadt Köln. Am Vorabend kommen viele Familien aus Kiew und Umgebung (150 Personen) ins Lager und die Franziskaner kümmern sich mit Verpflegung um sie. Dann am nächsten Tag die Bombardierung des Güterbahnhofs Köln-Kalk.

Auch zu Franziskanerinnen haben sie Kontakt. Oft sind sie im Kolpinghaus in der Breitestrasse, das als Treffpunkt der französischen Zwangsarbeiter, besonders der JOCisten (CAJ, Katholische Arbeiterjugend) dient, ebenso als Ort, um zu übernachten. Die deutschen Franziskaner treffen sie einmal im Vinzenz-Hospital, aber diese müssen wegen Überwachung aufpassen und haben Angst vor weiteren Kontakten.

An Weihnachten

Die schwierige Lage der etwa 250 Russen-Ukrainer erfordert Hilfe. An Weihnachten 1943 organisieren die Franziskaner im Lager ein Fest, an dem Russen, Holländer und Franzosen teilnehmen. Die Vinzentinerinnen geben den Franzosen Schnaps für den Lagerführer, damit sie die Erlaubnis erhalten, Weihnachten feiern zu dürfen. Die Brüder kaufen Geschenke für die anderen ein. In der Baracke der Russen feiern sie dann die Heilige Nacht mit russischen und französischen Liedern, Kuchen, Weihnachtsbaum und einem heiligen Nikolaus, der den 40 ukrainischen Kindern Geschenke bringt. Ein Theaterstück von Weihnachten wird von den Franziskanern gespielt. Am Ende wird die Weihnachtsmesse gefeiert. Dieses Fest ist die Gelegenheit für eine große französisch-russische Freundschaft.

Am nächsten Tag kommt es zum Treffen bei den Franziskanerinnen in der Innenstadt.

Am 4. März 1944 werden die Franziskaner mit anderen Franzosen nach Köln-Buchforst in das schon zweimal abgebrannte Gemeinschaftslager

der Reichsbahnbaracken in der Grenzstraße verlegt, wo 1.000 Menschen leben. Die Arbeit ist ab dem 24. März im riesigen Güterbahnhof Kalk-Nord, zuständig für den Güterverkehr der ganzen Region. Gearbeitet wird im Schichtwechsel, eine harte Arbeit. Doch nach Ostern können sie wieder in Gereon arbeiten.

Sie haben Kontakt zu den Klarissen in Köln-Kalk, 15 Minuten von ihrem Lager entfernt, die sie schon von Nippes aus 4-mal besucht hatten. Der Konvent wurde von Bomben verschont, nur die Umgebung ist von 400 Bomben zerstört worden. Sie werden dort mehrmals herzlich empfangen und gepflegt und können auch ihr Kapitel dort halten. Am 25. Mai reinigen sie die Kapelle der Schwestern, die nach Bombardements wieder hergestellt wird.

Am 20./21. April 1944 kommt es erneut zur Bombardierung von Köln. Das Hauptgebäude des Bahnhofs Gereon steht in Flammen. Im Sankt-Vinzenz-Hospital ist der Glockenturm zerstört, das Haus getroffen, das Dach ausgebrannt. Das Lager Roland ist teils zerstört. Am 28. Mai Bombardement in der Nähe des Lagers in Kalk, eine Bombe explodiert 50 m entfernt, ein Flugzeug stürzt 100 Meter entfernt ab.

Sie erhalten schließlich erstmals Urlaub. Am 4. Juni gehen die Brüder zu Besuch zum Franziskanerkloster Kreuzberg nach Bonn und in ein Dorf, wo die Vinzentinerinnen eine Niederlassung haben. 7 freie Tage in der Nähe von Bad Godesberg.

Der Erlass Kaltenbrunners

Am 3. Dezember 1943 erlässt der Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Ernst Kaltenbrunner, seine Direktive an die Gestapo-Dienststellen. Das siebenseitige Dokument trägt den Titel „Tätigkeit der französischen katholischen Aktion unter den französischen Zivilarbeitern im Reich“. Dieser Erlass ist von den Historikern bisher kaum beachtet worden, obwohl er reichsweit Verfolgungsaktionen auslöste und einige Hundert Opfer forderte.

Kaltenbrunner schreibt, dass die katholische Kirche Frankreichs ange-

fragt habe, Seelsorge an ihren Arbeitern zu betreiben, dass dies aber von Deutschland aufgrund der germanophoben Haltung der Kirche und aufgrund von Sabotageaktionen der französischen Arbeiter abgelehnt wurde. Die Seelsorge sei zu unterbinden.

Hintergrund: Nachdem die französischen Bischöfe die Erlaubnis für eine seelsorgerische Betreuung der französischen Zivilarbeiter bei der nationalsozialistischen Regierung in Berlin nicht erreichen können, entschließen sie sich, die „Mission Saint Paul“ ins Leben zu rufen, und schicken im Laufe des Jahres 1943 26 Geheimpriester nach Deutschland. Diese bauen mit Hilfe von französischen JOCisten (Katholische Arbeiterjugend) und Pfadfindern, die sie unter den Zivilarbeitern finden, eine eigene Organisation zur Betreuung der Zivilarbeiter auf.

Am 15. Dezember 1943 ergeht ein Rundschreiben der Reichsarbeitsfront an die Lagerführer der Arbeitslager, dass bei den französischen Arbeitern die Organisation der jungen christlichen Arbeiter (JOC) sich politisch betätige, regelmäßigen Kontakt zum deutschen Klerus habe und überwacht werden müsse, und dass eventuell Sanktionen zu folgen hätten.

Damit setzt die Verfolgung der Priester und JOC-Gruppen unter den Zivilarbeitern ein. Die Welle der Verfolgung erreicht im Frühjahr 1944 ihren Höhepunkt. Einige der gefassten Aktivisten werden nach Frankreich zurückgeschickt, aber die Mehrzahl findet sich in den Konzentrationslagern wieder.

Gestapogefängnis Brauweiler

Im Rheinland werden ab Juli 1944 die Verhaftungen durchgeführt. Die Zwangsarbeiter wissen schon im Voraus durch Hinweise, dass ihnen die Verhaftung bevorsteht. Alle 12 Franziskaner werden am 13. oder 14. Juli 1944 durch die Gestapo inhaftiert und ins Gestapogefängnis Brauweiler gebracht. Auch 50 andere Priester und engagierte Katholiken werden verhaftet und dorthin gebracht.



Brauweiler 1944

Die Ideologie des Nationalsozialismus beherrscht von 1933 bis 1945 die Arbeitsanstalt Brauweiler. Einzelne Gebäude dienen den Nazis unter anderem als „Schutzhaftlager“ und Gestapogefängnis. Angeklagt sind die französischen Katholiken, nach Direktiven des Papstes und der französischen Bischöfe die Katholische Aktion organisiert zu haben, feindlich gegen die Nazis eingestellt.

Drei Wochen nach der Inhaftierung sterben zwei engagierte Katholiken und ein Priester. Die meisten werden verhört, ob sie die Priester unter den Zwangsarbeitern kennen würden, welche Treffen sie hatten und welche Kameraden verantwortlich waren, und ob sie an dem französischen Widerstand (Résistance) mitarbeiten. Die Zeit reicht aber nicht, alle zu verhören. Die Alliierten sind schon bei Aachen und so wird das Gefängnis langsam geleert. Am 26. August werden 20 Gefangene ins Messelager IVA in Deutz gebracht. Darunter sind die Franziskaner, zwei Priester und sechs JOCisten. Am 14. September werden die restlichen 42 von Brauweiler dorthin gebracht und von den Franziskanern ins Lagerleben eingeführt. Die Hallen der Koelnmesse (IVA genannt) sind während der Nazizeit ein Lager für zu deportierende Juden, für Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge.

In dem Messelager treffen die Franziskaner mit Konrad Adenauer zusammen und tauschen sich sehr gut miteinander aus. Nach dem geschei-



Köln Brauweiler

terten Aufstand gegen Hitler am 20. Juli 1944 wird Adenauer im Rahmen der Aktion Gitter am 22. August verhaftet und in das Kölner Gestapo-Gefängnis EL-DE-Haus gebracht. Einen Tag später wird er von dort in das Arbeitserziehungslager in den Messehallen in Köln-Deutz überführt, kann von da aus später fliehen und wird nach Wiederverhaftung ins Gefängnis Brauweiler gebracht, am 26. November 1944 aber vorzeitig entlassen. Er wird Zeuge schlimmster Folterungen. Die Behandlung der Häftlinge durch die Gestapo nennt er „niederträchtig“. Die Franziskaner haben diese Behandlungsmethoden am eigenen Leib erfahren.

Vom 17. September an werden die Franziskaner nach Buchenwald gebracht. Nur Frère Christophe (Louis-Marie) Leclerc, leiblicher Bruder von Éloi Leclerc kommt ins Lager Flossenbürg, wo er bis zu dessen Aufhebung bleibt.

Die Brüder leben als Häftlinge im KZ Buchenwald bei Weimar, zunächst in Zelten, dann in Baracken, mit rasiertem Schädel, misshandelt, oft hungrig. Ab November beginnt die Zwangsarbeit. Eine Gruppe bleibt in Buchenwald, darunter Bruder Patrick. Die Brüder Louis, Marie-Bernard, Daniel, Jean-Pierre und Éloi werden den Winter über bis zum 1. April 1945 nach Langensalza in eine Fabrik geschickt, die Flugzeugflügel produziert. Eine dritte Gruppe, Gérard Cendrier, Xavier Boucher, Jean-Robert Hennion und Robert Le Ber,

muss nach Halberstadt-Langenstein zur Arbeit im Bergwerk, eine unheimlich harte Arbeit. Zum Franziskanerkonvent Halberstadt können sie keinen Kontakt aufbauen.

Bruder **Gérard Martin CENDRIER** hat immer sein Brot mit anderen geteilt, sodass die Kräfte ihn verlassen. Er wird kurz nach Weihnachten 1944 aus dem „Krankenhaus“ im Lager Halberstadt ausgewiesen, weil er angeblich nicht sehr krank wäre und stirbt mit 24 Jahren am 24. Januar 1945 im Schnee während der Rückkehr in die Kaserne in den Armen eines Kameraden, Abbé Brun.

Anfang Januar wird der Franziskanerpriester Jean-Robert Hennion von der Bergwerksarbeit in Halberstadt nach Dachau abtransportiert. Er kommt dort in der Nacht vom 6. auf den 7. Januar an. In Dachau grassiert Typhus. Er hilft bei der Behandlung der Kranken und fängt sich nach 4 Wochen selber Typhus ein, wird jedoch durch die Hilfe eines jüdischen Arztes, ebenfalls Gefangener, im Lagerkrankenhaus geheilt.

Bruder **Xavier BOUCHER** aus den Vogesen ist sehr mager geworden, er kann nicht im „Krankenhaus“ des Lagers Halberstadt behandelt werden. Er stirbt allein in Stille und Frieden am 15. März 1945. Mit 24 Jahren ist er der jüngste der Franziskaner im Lager.

Bruder **Roger LE BER**, Bretonne aus Landivisiau verliert nach dem Tod von Gérard und Xavier seine Stärke. Am 10. April 1945 hat er Halberstadt in ein anderes Lager im Osten zu verlassen. Aber er kann wegen seiner Schwäche nicht schnell genug gehen. Er bleibt unterwegs so weit zurück, dass ein deutscher Soldat ihn am 12. April aus der Nähe erschießt und ihn tot auf der Straße lässt. Er stirbt mit 25 Jahren.

Am 1. April kommen die Brüder aus dem Lager Langensalza zurück nach Buchenwald.

Der Todeszug von Buchenwald

Das Hauptziel der SS ist in dieser Kriegsphase, dass Häftlinge der KZs nicht von den vorrückenden Truppen der Alliierten entdeckt werden sollen. Am 7. April 1945 nachmittags werden von den 40.000 KZ-Häftlingen in Buchenwald 4.480 Russen, Tschechen, Polen und Franzosen evakuiert. Darunter auch die noch lebenden Franziskaner, Abbé Pannier und Cleton und andere Priester. Das nun folgende Endphaseverbrechen wird später unter der Bezeichnung Todeszug von Buchenwald bekannt.

Die Häftlinge gehen 6 km zu Fuß nach Weimar zum Bahnhof. Auf dem Weg sehen sie viele Tote, Juden, die zu einem Transport gehörten, der kurz vorher wegtransportiert wurde. Schon während des Fußmarsches brechen viele entkräftet zusammen und werden von den SS-Wachen teilweise erschossen.

Der Zug hat etwa 45 Güterwaggons. In jeden Waggon werden 90–100 Gefangene in geschlossene und offene Güterwaggons gesteckt, etwa zwei SS-Wachen sind in jedem Waggon dabei. Zuvor war Kohle im Zug transportiert worden. Der Zug steht unter Aufsicht von SS-Obersturmführer Hans Merbach dem ehemals Zweiten Schutzhaftlagerführer von Buchenwald. Die Fahrtdauer ist auf 2–3 Tage veranschlagt worden, ebenso die Verpflegungsrationen. Um Mitternacht geht die Fahrt los. Schlaf ist kaum möglich, weil die Transportierten nicht liegen können. Am 8. April kommt es zum Halt im Bahnhof Luckenau; von dort geht es am 9. April um 11.00 Uhr aus weiter. Um 16.00 Uhr fährt der Zug durch die Vorstadt von Leipzig. Um Mitternacht geht es weiter nach Osten. Am 10. April wird 60 km vor Dresden die Elbe überquert. Weiter geht es nach Südwesten in die Tschechoslowakei über Komotau, der Zug kommt am 11. April in Pilsen an. Alle haben großen Hunger, nur in Pilsen wird Brot von der tschechischen Bevölkerung hineingeworfen, was die SS irritiert. Immer wieder werden Tote hinausgeworfen. Aufenthalt in einem kleinen Bahnhof bei Pilsen bis zum 14. April. Ruhr ist allgemein verbreitet, es beginnt eine Epidemie, an der pro Waggon im Durchschnitt 2 pro Tag sterben. Nachts entweichen Häftlinge, die Luftwaffe wird eingesetzt um die Entwichenen zu finden, die meisten werden erschossen oder wieder gefangen. Die Zurückbleibenden werden getreten, gefoltert.

Vom 14.–16. April Aufenthalt in einem anderen kleinen tschechischen Bahnhof in der Nähe. Die nächsten Tage geht es Richtung Südwesten durch die Tschechoslowakei. Am 17. April Aufenthalt in einem weiteren Bahnhof, dann geht es nachts und den Tag vom 18. April durch die böhmischen Berge. Vermutlich war der erste Plan der SS, den Zug nach Flossenbürg zu bringen, aber wegen der Annäherung der amerikanischen Truppen geht es nun über Zwiesel und Deggendorf Richtung Dachau.

Nammering

Vom 18.–24. April Halt auf einem Nebengleis bei Nammering in der Nähe von Passau, weil ein vorausfahrender Militärtransport verunglückt ist und die Gleise zerstört hat. Es gibt Regen und starken Wind, was besonders in den offenen Waggons schlimm ist. Bei dem Halt geht die SS mit unvorstellbarer Brutalität gegen die wehrlosen Häftlinge vor. Der Bahnbedienstete Heinrich Klössinger berichtet später: „Ein Häftling verlangte Austreten aus dem Wagen und wurde bei dieser Gelegenheit von einem Posten erschossen, ohne dass ein Anlass vorgelegen hätte. Am 19. April wurde bei Nacht ein ganzer Waggon von 45 Häftlingen erschossen. Am nächsten Morgen floss das Blut noch durch den Boden des Waggons. Die Leichen wurden am nächste Morgen um 6.00 Uhr früh aus dem Waggon geworfen, die nur Verwundeten mit Genickschuss getötet oder mit dem Gewehrkolben erschlagen. Tag und Nacht ging das Morden weiter. Geschrei und Gejammer war bei Tag und Nacht zu hören.“

Der örtliche Pfarrer Bergmann bittet die Bevölkerung um Lebensmittelspenden für die Gefangenen. Seine Aussage: „Durch die halboffene Türe sah man die Leichen im Waggon liegen. Die Gefangenen waren nur notdürftig bekleidet ... ihr Aussehen war das schwer leidender, unterernährter Menschen, ihre Haltung schwankend, kraftlos, ... die Augen hohl, die Gesichter eingefallen.“ (beide Aussagen in: Arbeitsgemeinschaft KZ Transport 1945, Hans Hübl, Nikolaus Saller, „Nie werde ich vergessen“, Nammering 1994)

Bei dem Halt in Nammering werden 794 auf dem Transport und in

Nammering verstorbene Häftlinge eingeäschert und beigesetzt. Einige hundert davon waren in einem Steinbruch erschossen worden. Auf die Frage des Pfarrers Bergmann, warum die Häftlinge erschossen worden seien, gibt der Transportleiter zur Antwort, dass sie vor Hunger wahnsinnig geworden wären und SS-Wachen angefallen hätten und sich auch gegen Zivilbevölkerung hätten wenden können. Der Zug verlässt Nammering mit etwa 3.100 Häftlingen. Bruder **Louis PARAIRE** aus Vincennes bei Paris erkrankt am 21. April in Nammering an Ruhr und kann nichts mehr essen.

Am 24. April geht es über die Donau Richtung Passau, wo der Zug am 25. April ankommt. Am 26. April um 9.30 Uhr stirbt Bruder Louis, als der Zug bei Pocking ist, die Brüder begleiten seinen Tod und singen ihm den Sonnengesang des heiligen Franziskus. Am Abend wird Bruder Louis Leichnam aus dem Zug hinausgebracht. Dieser Leichnam wird erst 1959 wiedergefunden und im November 1959 nach Vincennes gebracht.

Der Zug fährt über Mühldorf am Inn den ganzen Tag in Richtung München weiter. Am 27. April um 10.00 Uhr morgens Ankunft im Münchener Bahnhof. Es gibt immer noch kaum Wasser, einige trinken ihren Urin.

Ankunft in Dachau und Befreiung

Abends geht es weiter nach Dachau. Am 28. April 1945 um 1.00 Uhr morgens trifft der Eisenbahnzug mit den Häftlingen aus Buchenwald dort ein. Die Häftlinge trinken Wasser aus Pfützen, bis eine Wasserstelle angezeigt wird. Dann die Ankunft im Lager. Von 90 Insassen des Waggons der Franziskanerbrüder sind 49 angekommen, die anderen sind auf dem Weg gestorben. Dasselbe in allen anderen Waggons des Zuges. Insgesamt wahrscheinlich über 2.300 Tote, verhungert und verdurstet, erschossen oder an Ruhr gestorben. Die Leichen verbleiben teilweise in den Waggons.

Die SS-Leute und Lagerwächter haben nun größtenteils das Lager Dachau verlassen, es bleiben nur Wachen auf den Wachtürmen, um zu verhindern, dass die KZ-Häftlinge entweichen.



Gefangene bei der Befreiung des KZ Dachau

Sonntag, 29. April: die Amerikaner sind da. Um 17.00 Uhr ist das KZ Dachau befreit, ein ergreifendes Ereignis. Noch bevor sie den Häftlingsbereich befreien, treffen die Amerikaner ohne jede Vorwarnung oder Ahnung auf den Eisenbahnzug mit den unzähligen erschossenen und verhungerten Häftlingen. Den ersten Eindruck dieses Eisenbahnzuges beschreiben einige US-Soldaten später als extrem schockierend und verstörend. Voller Entsetzen und Wut über die schrecklichen Zustände kommt bei US-Soldaten die Flüsterparole „Hier machen wir keine Gefangenen!“ auf. Aufgrund der schrecklichen Zustände im Lager kommt es seitens der US-Soldaten und ehemaligen Häftlinge zu Übergriffen und zur Ermordung von SS-Männern. Später wird dies als Dachau-Massaker bekannt.

Nach der Befreiung kommen Ordensschwestern, darunter Franziskanermissionarinnen aus Paris, um die Kranken zu pflegen. Die Brüder bleiben noch bis zum 23./24. Mai in Dachau und später in Reichenau und kehren dann am 31. Mai nach Frankreich und am 1. Juni nach Paris zurück.

Insgesamt 23 der Priester und Katholiken, die als Zwangsarbeiter in Köln waren, sind gestorben, aus Hunger, Schwäche, Schlägen der Wachhabenden, durch Krankheit wie Ruhr, einige, weil sie ihr Brot anderen gegeben haben. Am 14. September 1988 unterzeichnet Kardinal Decourtray, Präsi-

dent der Bischofskonferenz von Frankreich, das Dekret der Eröffnung des gemeinsamen Seligsprechungsprozesses der „Märtyrer des organisierten Apostolats“, der Opfer des Dekretes der Verfolgung durch die Nazis vom 3. Dezember 1943.

Wir waren zwölf ...

Ein Text redigiert 1946 von Fr. Eloi Leclerc,
gebürtig aus Landerneau (Bretagne), ein Weggefährte von Fr. Roger Le Ber

August 1943. Wir sind Franziskaner, zur Zwangsarbeit verpflichtet. Wir sind Studenten, doch jetzt müssen wir im Bahnhof von Achères, einem Vorort von Paris, als Rangierer arbeiten. Wir müssen im richtigen Moment die Bremsschuhe auf die Gleise legen, wenn die schweren Kesselwagen den Rangierhügel herabrollen, die Bremsen und die dick eingefetteten Kuppungen lösen und, wenn es keine andere Arbeit gibt, die Gleise säubern. Das war es, was die deutschen Befehlshaber sich für uns ausgedacht hatten. Aber es sollte noch besser kommen: Mitte September wird uns mitgeteilt, dass wir nach Deutschland verlegt werden.

Wir könnten daran denken, einfach dazubleiben und uns zu verstecken. Das wäre eine Lösung. Unsere Ordensoberen lassen uns die Wahl, doch sie geben uns auch zu bedenken, dass sich diese Frage für uns nicht auf dieselbe Art und Weise stellt, wie für alle anderen jungen Leute. Eines müssen wir bedenken: Tausende junger Arbeiter werden zur Zwangsarbeit eingezogen und in Bezug auf ihr religiöses Leben sich selbst überlassen. Dazu kommt, dass die deutschen Befehlshaber keine offiziellen Seelsorger für die Zwangsarbeiter zulassen. So beschließen wir, als Zwangsarbeiter mit nach Deutschland zu gehen, um geheim als Seelsorger tätig zu werden. Die anderen sollen wissen, dass wir bereit sind, ihr Leben, ihre Arbeit und das Exil zu teilen.

Wir fahren also am 14. September ab, aber provokativ als eine Gruppe von Ordensleuten im Habit. Das hatten die Deutschen nicht erwartet. Am Ostbahnhof in Paris und dann ganz besonders an der Grenze macht sie

diese Kommunität von Mönchen sichtlich nervös. Sie nehmen uns den Habit weg und halten es für geraten, uns bis Köln, dem Ziel unserer Reise, eine Eskorte an die Seite zu geben.

Sofort nach unserer Ankunft werden wir alle Zwölf in dasselbe Reichsbahnlager in Köln-Nippes gebracht. Da sollte nun unsere Arbeit den Anfang nehmen, mitten unter den anderen Franzosen, die wie wir zur Zwangsarbeit eingezogen waren. Eines hatten wir uns ganz fest vorgenommen: Wir wollten eine Kommunität bleiben und uns immer fester als Kommunität zusammenschließen, eine Kommunität, die durch ihre Disziplin die Deutschen beeindrucken sollte und die durch ihren Zusammenhalt und gleichzeitig durch ihre Offenheit allen ein offenkundiges Zeugnis gelebter christlicher Liebe geben sollte. Einer von uns ist Priester und er spricht Deutsch; er ist einer, der sich in jeder Situation zu helfen weiß - der geborene Anführer. Unterstützt von unserer Kommunität, von allen immer wieder um Rat und Hilfe gebeten, setzt er sich tagtäglich mit den unterschiedlichen Problemen auseinander, die sich für die Franzosen und für die deutsche Lagerleitung ergeben. So erwirbt er sich die Freundschaft und das Vertrauen der Arbeiter. Unsere Kommunität ist einladend für alle, und alle sind, in unterschiedlichem Ausmaß, beeindruckt, erstaunt und angezogen von der Liebe und Freude, die wir ausstrahlen. Unsere Stube entwickelt sich zum Treffpunkt für alle, die irgendeine Hilfeleistung oder auch nur ein wenig Zuwendung brauchen. Einer von uns tut als Krankenpfleger Dienst, ein anderer als Schuster. Wir veranstalten Singabende, wir besuchen auch die Stuben, die große Probleme haben. Kurz gesagt, unsere Kontakte verbreiten sich im Lager und, Gott sei Dank, es zieht ein christlicher Geist in das Lager ein. Davon gibt auch das Weihnachtsfest Zeugnis: das ganze Lager versammelt sich in dieser Nacht, um die Frohe Botschaft zu hören und das Messopfer zu feiern.

Aber unsere Aktivität beschränkt sich nicht auf unser Lager. Sofort nach unserer Ankunft in Köln haben wir Verbindung mit einer Gruppe von Priestern aufgenommen, die als Kriegsgefangene im Stalag VI G in Bonn waren (Anmerkung des Übersetzers: „Stalags“ waren Zwangsarbeitslager, offiziell „Stammlager“, kurz „Stalag“ genannt). Diese Priester hatten sich gerade erst als Kriegsgefangene für die Zwangsarbeit gemeldet und planten, die „Action catholique“ unter den Zwangsarbeitern in der Region Köln

/ Rheinland zu organisieren; einer in Aachen, ein anderer in Siegburg, zwei in Düren, zwei schließlich in Köln; mit diesen letzteren wollten wir zusammenarbeiten. Die Aufgabe ist klar: alle Lager mit Franzosen in der Region ausfindig machen; in jedem Lager Leute finden, die als Aktivisten tätig werden konnten und die Arbeit dieser Aktivisten koordinieren. Dabei gilt es keine Zeit zu verlieren. Doch die Schwierigkeiten sind enorm: abends nach der Arbeit ist man müde, es gibt immer wieder Alarm, die Gestapo streift heimlich überall herum. Doch was soll es! Bald ist die „Action catholique“ nach anfänglichem Zögern mit einem Minimum an Organisation auf die Beine gestellt. An jedem Donnerstag treffen sich die Leiter und diskutieren moralische und religiöse Probleme, die sich im Lauf der Woche ergeben haben und koordinieren ihre Zielsetzungen. Die Leiter wiederum treffen sich mit der Gruppe der Aktivisten in ihrem jeweiligen Lager.

Parallel dazu wird ein Netzwerk gegenseitiger Hilfe organisiert: auf Anregung von Bruder Gérard Martin hin werden auch die kleinsten Krankenhäuser in der Umgebung von Köln ausfindig gemacht; die Franzosen, die dort sind, werden gemeldet und werden dann regelmäßig besucht und mit Büchern, Zigaretten und Süßigkeiten versorgt.

Alle diese Aktivitäten, wenn sie auch möglichst im Geheimen stattfinden, ziehen immer wieder die Aufmerksamkeit der Gestapo auf sich. Wir werden überwacht, verdächtigt, ausspioniert. Einer unserer Aktivisten, den die Gestapo auf ihrer Seite glaubt, berichtet uns von vertraulichen Äußerungen, die ihm gegenüber gemacht wurden. Die Drohungen werden konkret: der Priester Dillard wird in Solingen verhaftet. Wir sagten lachend: „Auch wir werden als Strafgefangene enden!“ Was soll's! Wir machen weiter. Untätigkeit wäre Verrat an Christus.

Donnerstag, 13. Juli 1944, 6 Uhr morgens: Einmarsch der Gestapo, massenhafte Verhaftungen. Priester, Ordensleute, Aktivisten werden in Lastwagen nach Brauweiler ins Gefängnis abtransportiert, 12 Kilometer von Köln. Am folgenden Tag gibt es weitere Verhaftungen. Bald sind sechzig von uns inhaftiert. Dann beginnen die Verhöre; sie sollen zwei Monate dauern. Die Gestapo versucht mit allen Tricks, uns Geständnisse über unsere religiösen Aktivitäten und über unsere vermuteten Verbindungen zu entlocken, sie

wendet Folter an, um von uns ein Geständnis zu erhalten, dass unsere Aktivitäten nur politische Ziele hatten. Einige werden aufgehängt und geschlagen, bis sie ohnmächtig werden; im Koma geben sie dann zu, die Ankunft der Anglo-Amerikanischen Truppen vorbereitet zu haben.

Anfang September stehen die englischen Truppen schon vor Aachen; hastig wird das ganze Gefängnis von Brauweiler evakuiert. Wir werden zum Gefängnis IVA in Köln transportiert und von da nach Buchenwald. Einer von uns gerät allerdings nach Flossenbürg, dort wird er bis zum Ende bleiben.

Ab jetzt sind wir Sträflinge, ohne Persönlichkeit, Nummern unter tausend anderen, mit rasiertem Schädel, misshandelt, hungrig, wir sterben einen kollektiven und anonymen Tod. Zunächst werden wir in Zelten untergebracht, dann in Baracken gepfercht und warten auf den Abtransport in Arbeitskommandos.

Der Oktober ist da. Drei Aktivisten sind an Typhus gestorben. Dann kommt der November und der Schnee und der Abtransport zur Zwangsarbeit in gestreifter Häftlingskleidung. Wir werden getrennt. Eine Gruppe wird nach Langensalza geschickt in eine Fabrik, die Flugzeugflügel produziert, eine zweite nach Halberstadt zur Arbeit im Bergwerk, eine dritte Gruppe bleibt in Buchenwald. Anfang Januar wird der Priester Jean Robert von Halberstadt nach Dachau abtransportiert. Mit welchem schwerem Herzen musste er seine drei von Hunger und Müdigkeit erschöpften Brüder im Bergwerk zurücklassen! Der Zustand dieser drei wird mehr und mehr alarmierend. Ihre Magerkeit ist extrem, doch ihre Moral wankt dennoch nicht. Dieses Übermaß von Leid und Elend um sie herum lässt auch sie in uferlose Angst versinken, aber sie begreifen auch, dass, wenn Gott zulässt, dass in diesem höllischen Umfeld alles gegen seine unerschöpfliche Liebe spricht, sie doch genau deshalb berufen sind, seine Zeugen zu sein. Der Priester Gérard Martin, selbst am Ende seiner Kräfte, findet immer noch den Heldenmut, einen erschöpften Kameraden bei der Arbeit zu vertreten oder ihm eine Schnitte Brot zu geben. Seine Freunde machen ihm seine unvernünftige Selbstlosigkeit zum Vorwurf. „Der heilige Franziskus würde an meiner Stelle nicht anders handeln“, antwortet er immer darauf. Weihnachten naht, und Gérard sucht seine Kameraden auf, er drängt sie, den Leib des Herrn zu empfangen.

In der Heiligen Nacht macht seine Freude sich in einigen Liedern Luft. Aber seine Kräfte nehmen ab, er geht zur Krankenstation, wird aber abgewiesen. Auf einen Freund gestützt kommt er ins Lager zurück. Es ist der Vorabend von Pauli Bekehrung. Zu seinem Begleiter sagt er: „Ich möchte mehr leiden, damit viele Christus auf dem Weg nach Damaskus finden.“ Dann sinken beide in den Schnee; Gérard steht nicht mehr auf, er ist sanft entschlafen.

Auch Bruder Xavier erkennt, dass Gott von ihm das Opfer seines Lebens verlangen könnte. Er ist eine zarte und kontemplative Seele. Er lebt isoliert inmitten von Russen und hat alle Ungeduld und jede individuelle Lebensgestaltung bereits aufgegeben. Völlig erschöpft, erhält er eine einmonatige Erholungspause. An dem Tag, als er wieder die Arbeit aufnehmen muss, bricht er auf der Baustelle zusammen. Man bringt ihn auf die Krankenstation, wo er in der folgenden Nacht stirbt. Bruder Roger gelingt es noch, über den Winter zu kommen, doch als die Evakuierung vor den heranrückenden amerikanischen Truppen beginnt, ist er kraftlos und krank. Er schleppt sich noch einige Kilometer dahin, am Ende der Kolonne, dann kann er nicht mehr. Ein SS-Mann erschießt ihn.

Die Brüder Louis, Marie-Bernard, Daniel, Jean-Pierre und Eloi leisten während der fünf Wintermonate Fließbandarbeit in der Fabrik in Langensalza: wöchentlich abwechselnd zwölf Stunden am Tag und zwölf Stunden bei Nacht, ohne ausreichende Verpflegung. Das geht so bis zum 1. April (1945), dem Ostersonntag. Da werden wir unter Bewachung in Marsch gesetzt. Wir sehen das Lager Buchenwald wieder im Chaos des Untergangs; mehr als 40.000 Menschen sind hier zusammengepfercht. Welche Freude, Bruder Patrick wiederzusehen! Aber wieder werden wir evakuiert und wir irren einundzwanzig Tage, ausgehungert und im Delirium, in Güterwagen eingesperrt durch Deutschland und Böhmen. Unsere Weggefährten sterben einer nach dem anderen. Wir flehen zur Gottesmutter, sie möchte uns retten. Es ist der 26. April: Bruder Louis, ausgezehrt von der Dysenterie, liegt im Sterben. Wir singen den Sonnengesang: Gelobt seist Du, mein Herr, für unseren Bruder, den leiblichen Tod ...“ Und in diesem Aufstrahlen der Freude entschläft er in unseren Armen. Unser Gebet wird immer eindringlicher und zuversichtlicher. Am 28. April landen wir schließlich in Dachau, wo die Befreiung auf uns wartet und wo wir P. Jean-Robert wiederfinden.

Danke, Maria; in all diesen bitteren Tagen warst Du unsere Zuflucht,
unser Trost und unsere Erlösung. „Gelobt sei Jesus Christus, Amen.“

(Übersetzung aus dem Französischen durch Georg Andlinger ofm)

Der Sonnengesang in Nacht und Nebel¹

Éloi Leclerc OFM

Die Nacht war gekommen und der Zug rollte inzwischen. Wir wussten nicht, in welche Richtung. Eines war sicher: Wir wurden abtransportiert. Neunzig bis hundert Mann pro Waggon. Auf dem Boden hockend, eng zusammengepresst, ein Kamerad zwischen den Beinen, wie Skelette, die ineinander verschachtelt waren. Der furchtbare Alptraum begann. Unvorstellbar, dass das einundzwanzig Tage dauern sollte.

Der Zug rollte langsam durch die Nacht. In der drangvollen Enge war es unmöglich, auch nur ein Bein auszustrecken. Und wir waren doch so erschöpft. Am Morgen noch waren wir im Konzentrationslager Buchenwald und warteten auf die Befreiung, die greifbar nahe schien. Wir hatten den ganzen Winter auf sie gewartet, in Hunger, Arbeit und Kälte. Und auch im Tod. Viele waren gestorben. Endlich hatte sich die Befreiung Anfang April 1945 angekündigt. Sie war da, nur wenige Kilometer von uns entfernt, genau so wirklich, genau so mächtig und verheißungsvoll wie die Früh-

1 Der sogenannte „Nacht-und-Nebel-Erlass“ war ein Führererlass des Deutschen Reiches vom 7. Dezember 1941 und enthielt geheime Richtlinien für die Verfolgung von Straftaten gegen das Reich oder die Besatzungsmacht in den besetzten Gebieten. Danach wurden rund 7.000 des Widerstands verdächtige Personen aus Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Norwegen nach Deutschland verschleppt und dort heimlich abgeurteilt oder bei erwiesener Unschuld in Haft behalten, ohne dass die Angehörigen irgendwelche Auskünfte erhielten.

lingssonne, die den langen und harten Winter besiegt. Von der Anhöhe der Hügel von Buchenwald konnte man schon das Gefechtsfeuer der amerikanischen Panzer hören. Aber die SS hatte die Räumung eines Teils des Lagers beschlossen, das ohnehin überbelegt war. Einige Tage zuvor waren bereits mehrere Kolonnen von Gefangenen unter Bewachung in Marsch gesetzt worden. Und heute waren wir an der Reihe. Die zehn Kilometer, die die Anhöhe von Buchenwald vom Bahnhof in Weimar entfernt war, mussten wir zu Fuß zurücklegen. Es war eine lange Kolonne von vier- bis fünftausend Deportierten. Einige Gefangene, die am Ende ihrer Kräfte waren, blieben am Straßenrand liegen. Die SS töteten sie auf der Stelle, wie man ein Insekt auf dem Boden zertritt. Als wir am Bahnhof in Weimar angekommen waren, mussten wir in Güterwaggons einsteigen. Die Waggons waren noch ganz schwarz von Kohlenstaub, die einen waren geschlossene und hatten ein Dach, die anderen, wie unser Waggon, waren offen. Jedem Waggon waren zwei SS-Männer als Wache zugeteilt. Einige unter uns hatten zum Glück eine Decke mitnehmen können. Zu dieser Jahreszeit waren die Nächte in Deutschland noch sehr kalt. Über unseren Köpfen war der offene Himmel, ein Himmel ohne Sterne. Unsere Herzen waren stumpf und gefühllos.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, der 8. April, hielt der Zug im Bahnhof von Lukenau und blieb dort den ganzen Tag und die ganze Nacht bis zum Morgen des folgenden Tages stehen. Es wurde uns verboten, in den Waggons aufzustehen; wir mussten weiter auf dem Boden hocken. Nur schnell und verstohlen, mit gesenktem Kopf, konnten wir aufstehen und die Gefäße nach draußen entleeren, in die wir unsere Notdurft verrichteten. An diesem Sonntag und am Montag gab es etwas Verpflegung: an jedem der beiden Tage gab es einen Laib Brot von etwa 1.500 Gramm für sechs Mann und einige Kartoffeln. Warme Verpflegung gab es nicht. Dabei herrschte ein sehr kalter Nebel, als wir am Montag am späten Morgen Lukenau verließen.

Als der Zug wieder rollte, lockerte sich die Bewachung durch die SS ein wenig. Wir nutzten die Gelegenheit, um einen Moment aufzustehen, die Beine zu lockern und einen Blick auf die Landschaft zu werfen, die wir durchquerten. Am Montag Nachmittag hielt der Zug in der Umgebung von Leipzig an. Die SS-Männer ließen die ersten Toten herausschaffen; sie wurden am Rand des Schienenstrangs verscharrt.

Im Lauf der Nacht nahm der Zug wieder langsam Fahrt in Richtung Osten auf. Den ganzen Dienstag Vormittag ging es in dieselbe Richtung. Eine Zeit lang fuhren wir an der Elbe entlang. Als wir nur noch sechzig Kilometer von Dresden entfernt waren, änderte der Zug die Richtung und fuhr nach Süden.

Am Mittwoch Morgen wachten wir in Pilsen in der Tschechoslowakei auf. Schnell versammelten sich kleine Gruppen von Tschechen am Bahnhof, an dem der Zug kurz anhielt, und begannen, uns Brot zuzuwerfen. Die SS-Männer gaben einige Schüsse mit der Maschinenpistole ab. Der Zug fuhr langsam an und unterquerte eine Brücke. Die Leute waren jetzt auf die Brücke gelaufen und warfen von dort Lebensmittel in unsere Waggons. Am Nachmittag hielten wir an einem kleinen Bahnhof an, nicht weit von Pilsen. Auch dort waren die Leute von demselben Mitgefühl ergriffen, als sie unsere gestreifte Kleidung und unsere von Magerkeit und Schmutz entstellten Gestalten sahen. In den Waggons stießen wir uns gegenseitig und stritten um die Brotstücke, die uns zugeworfen wurden. Aber auch die Wachposten fingen Backwerk auf, das für uns bestimmt war. Strenger als jemals zuvor wurde uns verboten, aufzustehen. Aber der Hunger war einfach stärker. Am Abend gab es einen Laib Brot für zehn Mann als Verpflegung. Am Ende des Tages schafften wir wieder die Toten hinaus; ihre Anzahl stieg ständig. Die Dysenterie (Ruhr) wütete wie eine Seuche. Die Leichen wurden nicht mehr am Rand des Schienenstrangs begraben, sondern in großen Güterwagen am Ende des Zuges aufeinander geschichtet; wir fassten sie an Armen und Beinen, wobei ihre Köpfe nach unten baumelten, und warfen sie mit Schwung über die Bordwand in die Waggons.

Am nächsten Tag, Donnerstag, stand der Zug den ganzen Tag immer noch in dem kleinen Bahnhof unweit von Pilsen, in ländlicher Umgebung. Am Abend schafften wir wieder die Toten hinaus. Sonst passierte nichts an dem Tag. Am nächsten Tag war es genau so: wir warteten den ganzen Tag ohne irgendwelche Verpflegung und am Abend schafften wir die Toten hinaus. Das Leben war auf tragische Art und Weise für uns ganz einfach geworden. Alles, was uns blieb, war das Sterben zu sehen und auf den eigenen Tod zu warten. Im Durchschnitt hatten wir jeden Tag zwei Tote pro Waggon zu beklagen. Und beim Anbruch der Nacht hatten wir das Gefühl, dass der

Rachen der Hölle riesenweit aufgerissen war. Da gab es das Röcheln der Sterbenden, da gab es die, die schlafen wollten und sich um ein wenig mehr Platz stritten, weil sie sich etwas ausstrecken wollten, und da gab es andere, die verrückt wurden und die man mit Gewalt daran hindern musste, ihre Köpfe gegen die Wände des Waggons zu schmettern. Und dann kam ein SS-Mann dazwischen, der mit Kolbenhieben für Ordnung sorgte. Aber das war noch gar nichts. Das, was wirklich weh tat, ganz furchtbar weh tat, das war, wenn man sich selbst dabei ertappte, einen Sterbenden zu beobachten mit dem Hintergedanken, am nächsten Tag vielleicht mehr Platz zu haben um sich ausstrecken zu können. Da begriffen wir, wie tief wir im Elend steckten. Auf brutale Weise mussten wir lernen „was im Menschen ist“, wie es beim Evangelisten Johannes heißt.

Und in dieser langen und tiefen Finsternis suchten unsere Herzen tastend nach Gott. Des Nachts flüsterten unsere Herzen unter der Last ihrer tiefen Traurigkeit ganz leise: „Es ist Mitternacht, Herr! Die Demütigen nehmen ihre Zuflucht zu Dir. Sie vertrauen Dir ihre Schmerzen an, ihre Traurigkeit, ihre Angst. Sie vertrauen Dir ihr Unglück an, ihr Elend und manchmal auch ihre Zerrüttung. Sie opfern Dir das große Erbarmen der Mutter Erde. Sie opfern Dir auch ihre Hoffnung. Denn wir setzen unser Vertrauen auf Dich, Herr unser Gott, der Du für die Menschen geopfert wurdest. Damit der Mensch nicht länger der Henker des Menschen sei und damit den Menschen im Elend endlich der Friedenskuss geschenkt werde“. Es schien uns, als ob dieses Gebet aus der Tiefe der Zeiten zu uns aufstiege. Vielleicht war es schon in ähnlichen Worten von Generationen vor uns geflüstert worden, die wie wir den Krieg und die Deportation erlitten hatten. In diesem Gebet wehte der Atem, der auch die Psalmen erfüllte. Es war doch dasselbe Drama, das gespielt wurde, dieselbe Geschichte, die sich wiederholte. Und es gab Augenblicke, in denen wir uns in den Vollzug und die Vollendung eines großen Geheimnisses einbegriffen und eingehüllt fühlten.

In der Nacht von Freitag auf Samstag gelang mehreren Gefangenen die Flucht, trotz der Anwesenheit von zwei SS-Männern in jedem Waggon Tag und Nacht. Aber am Morgen stieg ein SS-Offizier in unseren Waggon und schoss in die Menge der Gefangenen. Zwei Kameraden wurden getroffen, der eine an der Schulter, der andere am Bein. Der letztere wurde am

schwersten verletzt. Das Geschoss war am Kniegelenk eingetreten und an der Ferse wieder ausgetreten. Er lag einige Tage im Todeskampf und starb mangels Versorgung der Wunde.

Erst am Montag, dem 16. April, setzte sich der Zug wieder in Fahrt. Wir rollten durch die tschechoslowakische Ebene. Die Landschaft war leicht hügelig, friedlich, und sie grünte und blühte. Hier und da tauchten kleine Kirchen auf. An einigen Stellen pflanzten Männer und Frauen Kartoffeln in die frisch gepflügte Erde. Es war ein herrliches Wetter. Über unseren Köpfen spannte sich der große, blaue Himmel aus und die Lerchen sangen, trunken vom endlosen Raum und von der Freiheit. Für einige Augenblicke hielt der Zug in einem Bahnhof an. Plötzlich stürmte einer der Offiziere, die den Transport leiteten, in unseren Waggon und beschimpfte wütend einen der Gefangenen und hieb auf ihn ein. Das war grausam anzusehen. Dieser Gefangene hatte einen Zivilisten durch Zeichen gebeten, ihm etwas Wasser zu bringen. Jetzt wurde er mit Schreien und Stiefelritten traktiert. Der SS-Mann schäumte vor Wut und hatte seinen Dolch gezogen. Alles deutete darauf hin, dass er den Gefangenen töten wollte. Der Gefangene flehte ihn in Todesangst kniefällig an. Mit verzerrten Gesichtszügen wiederholte er keuchend immer wieder, dass er zu Hause drei Kinder haben. Das war furchtbar. Schließlich ließ der Offizier von ihm ab und überließ ihn seinem Schicksal.

Gegen Abend hält der Zug auf freiem Feld und bleibt bis Mittwoch stehen. Dieses tagelange Warten scheint kein Ende zu nehmen. Wir sind völlig von der Außenwelt und von dem Geschehen um uns herum abgeschnitten. Wo sind die Alliierten? Was geht in Frankreich vor sich? Ehrlich gesagt stellen wir uns diese Fragen überhaupt nicht mehr. Wir lernten ganz einfach den Wert eines Bissens Brot und eines Schlucks Wasser zu schätzen, den Wert eines Sonnenstrahls, und den Gruß eines Passanten voller Mitgefühl, der uns wie eine seltene und kostbare Gabe von ganz weit her aus einer anderen Welt erreichte.

Unter den etwa hundert Gefangenen in unserem Waggon waren Menschen aus allen Gegenden Europas. Es waren auch Menschen aus allen sozialen Schichten. Die meisten waren im Alter von 20 bis 40 Jahren, der eine oder andere auch wohl über 50. Alle schienen sehr gealtert. Einige wuss-

ten, weshalb sie gefangen genommen und interniert worden waren. Die anderen waren schlicht und einfach dabei, weil sie in eine Razzia in Paris, in Warschau oder anderswo geraten waren. Doch über diese Dinge haben wir wenig unter uns gesprochen. Es war auch so, dass wir kein großes Interesse hatten, einander näher kennen zu lernen. Wenn das Elend überwältigend ist, dann reicht es, zu wissen, dass der Mensch voll und ganz mit seinem Leiden identisch geworden ist. Alles andere zählt nicht mehr. Ob einer Beamter oder Bauer war, Metzger oder Minister, was bedeutete das noch? Man war dasselbe wie alle anderen - ein Verurteilter, nicht mehr und nicht weniger. Mit rasiertem Schädel und leerem Magen. Alle sozialen Unterschiede waren durch das gemeinsame Schicksal ausgelöscht. Unter uns war auch ein Priester. In seiner Gefängniskleidung ging er in der Menge der Gefangenen unter. Am Tag seiner Priesterweihe hätte er sich sicher nicht im Traum einfallen lassen, dass er eines Tages ein solches Opfer würde darbringen müssen. Und dann waren wir ja auch zu vier Franziskanern. Einer von uns, Bruder Louis Paraire, wurde damals krank.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Er rollte dann den ganzen Tag durch die böhmische Berglandschaft. Von Zeit zu Zeit boten sich grandiose Ausblicke. Bis zum Horizont hin erstreckten sich Tannenwälder. Und wenn der Zug einen Bahneinschnitt zwischen zwei bewaldeten Abhängen durchquerte, konnten wir vom Boden unseres Waggons aus das Erblühen der Natur im Frühling sehen. Die Natur, unberührt von allem, was in der Welt der Menschen vor sich ging, grünte und blühte wie am Morgen der Schöpfung. Der Frühling explodierte überall. Das war zauberhaft. Das zarte und leichte Laub der Birken mit seinem zart-goldenen Grün hob sich fröhlich ab vom dunklen und tiefen Grün der riesigen Tannen, die an den Abhängen der Berge aufragten. Stellenweise rückten die Abhänge enger zusammen und bildeten eine felsige und steile Schlucht, die der Zug durchquerte. Aus den Felsspalten erblühte der Ginster und ließ die Felsen in festlichem Schmuck erscheinen. Über allem strahlte die Sonne und ließ aus der Erde den wohltuenden feuchten und lauen Geruch des Frühlingswaldes aufsteigen. Durch diese von einer ungezähmten Natur geschaffenen Umgebung, inmitten dieser Frische und Poesie, rollte langsam unser Zug des Elends mit seinen viertausend Verdammten. Fast hätte man sagen können, dass man uns nach dort entführt

hatte, um uns als barbarisches Opfer dem Gott Wotan oder einer anderen Naturgottheit darzubringen.

Auf einmal wurden wir alle im Waggon starr vor Schrecken. Über die Wand des Waggons ragte wieder die Gestalt des SS-Offiziers, der schon einmal auf uns geschossen hatte und den wir daher den „Killer“ nannten. Und von neuem schoss er in die Menge. Zwei Kameraden wandten sich in Todesqualen. Der eine hatte eine Kugel mitten in den Bauch bekommen und das Blut drang aus seinem Mund. Wir waren alle mit Blut bedeckt. Dazu kamen der Hunger, der Durst und das Ungeziefer, das uns bedeckte. Eine unendliche Angst erdrückte uns an Leib und Seele. Es gab keinen Zweifel mehr, wir waren für die Vernichtung bestimmt. Wenn dieser Gedanke uns befiel, spürten wir einen Aufruhr in unserer Seele, wie wenn ein verletzter Vogel in seinem Blut mit seinen Flügeln schlägt und nicht sterben will.

In dieser Situation kam uns der Gedanke, den Text des heiligen Paulus mit neuen Augen zu lesen:

„Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? In der Schrift steht: Um deinetwillen sind wir den ganzen Tag dem Tod ausgesetzt; wir werden behandelt wie Schafe, die man zum Schlachten bestimmt hat. Doch all das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,35-39).

Im Glauben haben wir diesen Text gelesen. In einem Glauben, der von allem unnützen Beiwerk befreit war, auch von allem bloßen Gefühl und von Phantasie. Wir waren einfach in ein großes Mysterium aufgenommen. Eine unsichtbare Hand hielt uns und führte uns sicher über den Abgrund des Nichts. Der Abgrund des Nichts hatte sich unter uns geöffnet. Unsere Sicht der Welt und des Menschen - vor allem des Menschen - hatte sich vollständig verdunkelt, wir standen vor einem dunklen Abgrund. Dieser Text des hl. Paulus war für uns eine Brücke, die über den Abgrund gespannt war

und über die wir an das andere Ufer gelangen konnten. Dieser Text gab uns Halt und er gab uns eine Gewissheit, die nicht in dieser im Zusammenbruch begriffenen Welt begründet war. Inmitten dieses allumfassenden Zusammenbruchs unserer Gewissheiten blieben uns zwei Wirklichkeiten, fest wie die Grundpfeiler der Schöpfung, zwei geheiligte Wirklichkeiten, auf die die zerstörerische Hand des Menschen keinen Zugriff hatte, zwei Wirklichkeiten, die in den Urgründen des Ursprungs verwurzelt waren: die große Mutter Natur und das Wort Gottes. Der Mann mit der Maschinenpistole konnte zwar des Tod säen und Tausende von Menschen in Angst und Schrecken halten - die Sonne hörte dennoch nicht auf, wie ein herrlich anzusehender Pfau in majestätischer Ruhe mit ihrem goldenen Feuerrad ihre Bahn über den Himmel zu ziehen. Und die Bergwälder hörten nicht auf, ihr verschwenderisches Grün auszubreiten. Und wenn ihre Stunde gekommen war, würden die Sterne wieder aufs Neue am Himmel erstrahlen. Das war so wie am Anfang der Schöpfung, seitdem es den Tag und die Nacht gab. Das Antlitz des Menschen hatte sich geändert, es war entstellt, aber die frühlingshafte Erde bewahrte unversehrt den Abglanz der ersten Liebe. Die großen Bäume in den Wäldern ließen mit einem leichten Zittern ihr ganz neues Laub sprossen, vom Atem Gottes belebt, wie in den ersten Tagen der Schöpfung. Das war die Ewigkeit der Natur, geschaffen nach dem Bild der Ewigkeit Gottes und seines Wortes. Und das war der Grund unserer Hoffnung. Heißt es nicht in der Schrift: „Der Aufgang des Herrn ist sicher wie die Morgenröte?“

Der Zug war den ganzen Tag gefahren. Am Abend hielt er in einem kleinen Bahnhof an, nachdem wir das böhmische Hügelland hinter uns gelassen hatten. Die Donaubrücke bei Passau war zerstört worden. Wir waren also dazu verurteilt, sechs Tage auf einem Nebengleis zu warten. Das waren lange und schreckliche Tage. Das gute Wetter war vergangen, es hatte begonnen zu regnen, ein kalter Dauerregen. Drei Tage und drei Nächte mussten wir den Regen und den Wind erdulden. Unsere Decken, mit denen wir uns wie mit einem Regenumhang bedeckt hatten, sogen sich voll Wasser und lasteten schwer auf uns. Wir waren ganz und gar von Kälte durchdrungen. Es gab nichts Warmes zu essen. Einige von uns, die die Toten hinausgetragen hatten, hatten einige Holzstücke und Ziegelsteine aufgesammelt. Auf den Ziegelsteinen machten wir im Waggon ein Feuer. Wir drängten uns dicht um das Feuer, um uns zu trocknen und zu wärmen.

Aber die Flammen waren dürrftig, und Skelette kann man auch nicht wärmen. An einigen Tagen gab es keine Verpflegung und wir mussten uns mit einigen Blättern Löwenzahn begnügen, welche die Gefangenen, die die Toten herausgetragen hatten, schnell ausgerissen hatten. Es gab mehr und mehr Tote. Auf dem Boden des Waggons hatten sich Wasserlachen gebildet, in denen die Toten lagen.

Wenn jemand gestorben war, bemächtigten die Überlebenden sich seiner Kleidung, um sich gegen die Kälte zu schützen. Die Leichen blieben oft den ganzen Tag in den Waggons liegen, und es war unvermeidlich, dass wir gegen sie stießen und auf sie traten. Wir kümmerten uns nicht viel darum. Viele starben an Dysenterie (Ruhr), viele an Erschöpfung. Andere hatten eine Wundrose bekommen, das war ganz schrecklich anzuschauen. Im Laufe eines Tages oder einer Nacht wurden sie bis zur Unkenntlichkeit entstellt, das Gesicht aufgedunsen und feuerrot. Die Unglücklichen brüllten vor Schmerzen, sie schrien die ganze Nacht im Delirium und im Fieber, sie verlangten zu trinken, doch vergeblich. Am Morgen lagen sie da in der Totenstarre.

Dieses Übermaß an Leiden stürzte uns in eine unermessliche Angst. Inmitten solcher Not entstand in uns ein bisher unbekanntes Gefühl der Verlassenheit und der Gottesferne. Wir fühlten uns einem blinden, brutalen und unerbittlichen Schicksal überlassen. Und dieses Gefühl wurde immer stärker und beherrschte uns schließlich voll und ganz. Tausende von Menschen, dem Hunger, der Kälte, dem Tod ausgeliefert. War das nicht die totale Auslöschung des Menschen? Der Mensch kam uns wie ein Wesen ohne jeden Wert vor, ohne Halt, ohne Hoffnung, in einen Strudel von Kräften gerissen, die mit ihm ihr Spiel trieben oder ihn ganz einfach ignorierten. Das wurde uns bewusst. Diese Verlassenheit, diese Gewissheit, ausgelöscht zu werden, erweckte in uns das bittere Gefühl der Sinnlosigkeit der menschlichen Existenz und der Nicht-Existenz Gottes. Unter den Leichen, die da in den Wasserlachen lagen, mit offenen und verdrehten Augen, war dieser Weggefährte, jener Freund. Wenn wir sie sahen, sagten wir immer wieder heimlich und leise zu uns selbst mit Nachdruck, um jeden Zweifel zu bekämpfen: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches und an das ewige Leben“. Der Glaube war ein hart erkämpfter Sieg über die Nacht des

Zweifels. Diese Nacht des Zweifels lastete schwer auf uns. Da, wo der Vater nicht mehr ist, endet der Sohn in Agonie. Die Agonie ist immer die Abwesenheit des Vaters. Und wo sollte man in dieser Hölle auch nur die leiseste Spur des Vaters finden? Alles, was wir mit ansehen mussten und alles, was wir selbst ertragen mussten, machte es uns auf grausame Art klar, dass wir unter einem unerbittlichen Gesetz standen, den unbeugsamen Gesetzen blinder Kräfte ausgeliefert. Und das zwang sich uns als die Realität auf, die ganze Realität, die einzige Realität.

Und dennoch, man soll nicht denken, dass man den Glauben verliert, wie wenn man im Menschengedränge auf dem Jahrmarkt sein Portemonnaie verliert. Wenn der Glaube lebendig ist, hat er seine Wurzeln. Wie alles, was lebt, hängt er am Leben und kämpft um sein Leben. Und wenn es notwendig ist, treibt er seine Wurzeln tiefer in die Erde. Es gibt nichts Lebendigeres als Wurzeln. Blüten, Blätter und Äste können vertrocknen, abbrechen, aber das Leben geht weiter, geduldig und hartnäckig in den Wurzeln. Und es gibt nichts, das eine so klare Vision hätte wie dieses unterirdische Wirken der Wurzeln, die auf geheimnisvolle Weise die Gegenwart dessen spüren, was sie suchen und die sich mit unendlicher Geduld unfehlbar ihrem Ziel annähern und, wenn es sein muss, auch einen Weg durch den Felsen bahnen. Alles Lebendige birgt auch einen großen Schatz an Geduld und Stille in sich. Und das ermöglicht es, zu leiden, zu bluten und trotz allem geduldig auszuhalten. Unser Glaube musste leiden und bluten und versuchte auch, sich zu behaupten.

In unserem Chaos und unserer Orientierungslosigkeit waren die großen intellektuellen Theorien nicht mehr viel wert. Es hatte keinen Zweck, bei ihnen Schutz zu suchen - sie waren wie armselige durchlöcherter Regenschirme. Eine Sache, eine einzige Sache bot eine Garantie und war für uns von höchstem Wert. Das war die Freundschaft, die ein Kamerad dir bezeugte und die dir wirklich ganz persönlich galt. Die Geste der Geduld und der fürsorglichen Aufmerksamkeit von Seiten eines Menschen, der wie du selbst von Leid übermannt war, das gab dir wieder ein Gesicht, einen Namen, und gab dir eine neue Existenz. Du lerntest wieder von neuem, dass du kein Tier warst, sondern ein Wesen, das es wert war, geliebt zu werden. Das war ein Lichtstrahl, der auf wunderbare Weise auf den dunklen Grund unseres

Elends fiel. „Man muss in sich das Chaos tragen, um einen tanzenden Stern zu gebären“, sagt Nietzsche. An Chaos hatten wir gewiss keinen Mangel. Aber es gab auch einen tanzenden Stern. Die göttliche Liebe war in dieser Umgebung nicht abwesend. Und wenn sie sich zeigte, genügte dies schon, um von neuem die Gewissheit zu spüren, dass diese Welt der Finsternis und der Gewalt nicht die einzige und letzte Realität war. Diese Welt war sehr wohl eine Welt ohne Gott. Sie war sicherlich nicht das Werk Gottes, sondern einfach das, was dem Menschen gelungen war, ohne Gott zu schaffen, indem er sich zum Handlanger dessen machte, der „der Mörder von Anfang an“ (Joh 8,44) ist. Die Geste des Mitleids und der Liebe, die dir galt, konntest du selbst einem anderen erweisen und so der brutalen Gewaltherrschaft eine Freiheit und Großherzigkeit entgegensetzen, die von einer anderen Wirklichkeit Zeugnis gab. Diese Großherzigkeit kam von sehr weit her. Sie kam von viel weiter her als der Trieb des Hasses, der uns vernichten wollte und der so alt ist wie die Welt. Die großzügige Liebe durchdrang das Herz des Menschen und die ganze Welt und war im tiefsten Grund des Herzens Gottes verwurzelt. Sie ließ etwas vom Antlitz Gottes aufscheinen. Der brüderliche Mensch ist der Mensch, der den Vater im Himmel offenbart. Wer ihn sieht, sieht auch den Vater.

Während all dieser Tage war unser Bruder Louis Paraire, der an Dysenterie (Ruhr) litt, immer schwächer geworden. Sein Zustand war alarmierend. Er konnte keine Nahrung mehr zu sich nehmen.

Am Mittwoch, dem 24. April, setzte sich der Zug abends endlich wieder in Bewegung, nachdem wir drei Tage auf freiem Feld dem Regen ausgesetzt waren. Des Nachts überquerten wir bei Passau die Donau. Aber dann stand der Zug wieder den ganzen Tag lang auf freiem Feld nicht weit von Passau. Am Abend wurde unser Zug von rot lackierten Flugzeugen mit Maschinengewehrfeuer belegt. Es gab Verletzte.

Am Donnerstagmorgen, 26. April, fahren wir in Richtung München. Wir sind am Ende unserer Kräfte, wir sind wie betäubt. Mit unserem Bruder Louis geht es zu Ende. Er liegt ausgestreckt zwischen uns. Er spricht nicht mehr. Sein Blick hat uns schon verlassen. Seit dem Tod des „Poverello“ hat es vielleicht keinen Tod in solcher Armut und Entblößung gegeben, aber

auch nicht einen so einfachen und friedlichen Tod. Er empfing noch das Bruchstück einer konsekrierten Hostie, dann erlosch sein Leben unmerklich, während wir den Sonnengesang sangen. Ein heiliges Geschehen hatte sich vollzogen. In diesem Moment sind sicher keine fröhlichen Lerchen über den Waggon geflogen, aber unser Bruder ist im Glauben und in der Geduld der Heiligen gestorben. Die Sonne war nicht über seinem Zorn untergegangen. Seit einigen Tagen hatte er nur wenig gesprochen. Schweigend und erschöpft ertrug er sein Leid. Am Abend vor seinem Tod sagte er einfach zu einem von uns, der ihm seinen Teil von einem winzig kleinen Stückchen Brot abgeben wollte: „Du kannst mein Stückchen für dich haben.“ Ein anderes Mal sagte er: „Du wirst sehen, nach dem Krieg wird alles gut sein, sehr gut.“ Er sagte „nach dem Krieg“ und nicht „nach dem Sieg“. Er wollte kein „Sieger“ sein. Und so war er wohl schon am jenseitigen Ufer angelangt, da, wo alles gut ist, sehr gut ist, weil es nicht mehr Sieger und Besiegte gibt, sondern nur noch Menschen, die im Frieden Gottes leben. Und dann war der Augenblick gekommen, wo unser Bruder uns nichts mehr zu sagen hatte, wo er uns nichts mehr sagen konnte. Und wir erkannten, dass wir ihn allein zum lieben Gott hatten gehen lassen.

An jenem Abend, als die SS-Männer die Waggonen öffneten, damit die Toten herausgetragen werden konnten, haben wir den Leichnam unseres Bruders getragen. Er war nur noch ein Skelett. Und dennoch schien er uns schwer zu sein. Wir selbst hatten ja überhaupt keine Kräfte mehr. Weil das Ganze nicht so schnell von statten ging wie die SS-Männer wollten, verpassten sie uns Stockschläge. Das war die ganze Liturgie.

Unser Bruder Louis war der letzte Deportierte, der in unserem Waggon starb. Von den 90 Gefangenen, die wir zu Beginn waren, waren noch 44 am Leben. Am Freitag, dem 27. April, erreichte der Zug den Bahnhof von München. Auch dort wurden wir auf ein Nebengleis rangiert und mussten den ganzen Tag in der prallen Sonne warten, ohne etwas zu trinken zu haben. Gegen Abend kam ein Gewitter auf. In unserem brennenden Durst hätten wir gern die Regentropfen abgeleckt, die von den Drähten der Telefonleitungen herunter tropften. In der Nacht wurde eine Lokomotive vor den Zug gespannt und die Fahrt ging nach Dachau. Einige Gewehrschüsse waren zu hören; das sollten die letzten sein. Um ein Uhr morgens waren wir in Dachau.

Die SS-Männer öffneten die Waggonen. Wir stürzten uns auf die Wasserpfützen auf dem Weg und tranken das Wasser direkt vom Asphalt. Einander stützend kamen wir am Eingang des Lagers an.

Am Sonntag, dem 29. April um 10 Uhr morgens, wurde Panzeralarm gegeben. Geschützdonner war zu hören. Gegen 5 Uhr nachmittags waren die Amerikaner da. Wir waren befreit.

(Eloi Leclerc: „Le soleil se lève sur Assise“,

2 . Kapitel, veröffentlicht von DESCLÉES DE BROUWER 1999.

Übersetzung aus dem Französischen durch Georg Andlinger ofm)

Interview mit Eloi Leclerc ofm
im Altenheim der Kleinen Schwestern der Armen,
Saint-Malo (Frühjahr 2014),
durchgeführt von Jürgen Neitzert ofm

Wann sind Sie nach Deutschland deportiert worden?

Das war im September 1943. Wir wurden zur Arbeit in die Fabriken geschickt. Ich war damals in dem Franziskaner-Seminar in Carrières-sous-Poissy, im Philosophie-Kurs. Ich hatte Vorlesungen bei den Patres Alexis Castro und Jean-François Barbier. Wir haben dann erfahren, dass der Französische Staat ein Gesetz erlassen würde, dass junge Menschen nach Deutschland gehen sollten, um dort zu arbeiten.

Die Oberen waren geteilter Meinung, was zu tun sei. Wir hätten uns diesem Gesetz entziehen können. Etwa zwanzig von uns waren betroffen. Pater Gustave, der Magister der Studierenden, ließ uns dann die Wahl: wir entziehen uns dem Gesetz durch die Rückkehr zu unseren Familien – dann würde ich in die Bretagne zurückkehren – oder wir entscheiden uns, unter all den jungen Menschen, die nach Deutschland gingen, präsent zu sein. Die Wahl war nicht leicht. Der Widerstand (*résistance*) war noch nicht organisiert. Wir diskutierten viel. Pater Gustave hat uns schließlich gebeten, (nach Deutschland, Anmerkung des Übersetzers) zu gehen. Mein Bruder Christophe und ich waren einverstanden. Wir waren uns des Risikos von Repressalien gegen die Gemeinschaft bewusst, wenn wir nicht gehen würden, aber noch mehr waren wir uns unserer Aufgabe als junge Christen in der Mitte der anderen Jugendlichen bewusst. Es war eine Frage des Gewissens.

Pater Gustave begleitete uns dann zum Bahnhof, von wo wir nach Deutschland fahren mussten.

Wir fuhren mit Pater Jean Robert, der gerade zum Priester geweiht worden war. Wir waren zwölf, man nannte uns die „Lerchen“.

Unser Konvoi wurde zuerst in Metz, an der deutschen Grenze, angehalten. Man ließ uns aus dem Zug aussteigen. Wir hatten das Ordenskleid an. Die deutschen Soldaten, die keine Nazis waren, sagten uns, wir würden in die Höhle des Löwen gehen! Wir baten sie, uns wieder nach Paris zu schicken. Diese Soldaten hatten Erbarmen mit uns. Sie schickten uns weiter über Nancy. Dort gab es ein Treffen von Angesicht zu Angesicht mit der Gestapo. Man ließ uns den Habit ausziehen bevor wir den Zug wieder nahmen, aber nicht nach Paris sondern nach Köln. Es gab zwei Fluchten: zwei Brüder, darunter Damien Vorreux profitierten davon, dass der Zug anhalt, um zu entkommen. Sie erreichten dann das Kloster von Epinal. Sie wurden da nicht sehr gut aufgenommen, weil die Brüder Angst vor Repressalien hatten. Wir anderen setzten unseren Weg nach Köln fort.

In Köln, wurden wir von Wachen mitgenommen, die uns zu einem der Zivilarbeiterlager führten, erst nach Köln-Nippes, dann nach Köln-Buchforst.

Tagsüber gingen wir in Köln am Bahnhof Gereon (Güterbahnhof) arbeiten. Wir waren Handarbeiter, um Güterzüge, die ankamen, zu entladen: wir sortierten die Ladung aus den Waggons aus und leiteten dann die Ladung an den neue Bestimmungsort. Wir hatten gute Beziehungen zu den deutschen Arbeitern. Sie schätzten uns sehr und schenkten uns Vertrauen. Es war eine gute Zeit! Sie waren nicht unbedingt Nazis. Wir arbeiteten den ganzen Tag, aber das hatte nichts mit den Konzentrationslagern zu tun. Unsere deutschen Kollegen waren wie Väter zu uns. Wir wurden als Arbeiter betrachtet. Wenn man verhaftet und ins Lager geschickt wurde, war das etwas anderes.

Wo haben Sie gelebt?

Wir waren in einem Lager, alle zwölf Brüder in einem Raum. Nach der Arbeit konnten wir in die Stadt Köln gehen. Aber die Stadt war weit weg. Jeden Abend gab es Alarm und wir gingen in die Bunker.

Manchmal gingen wir zu den Vinzenterinnen in das Krankenhaus. Wir feierten die Messe im Krankenhauskeller.

Bei den Vinzenterinnen wohnte eine alte Dame, die gebürtig aus Lothringen war. Das Krankenhaus nahm Verwundete von der Front auf. Die Oberin der Schwestern bat sie, für uns zu sorgen. Sie tat es wie eine Mutter. Es ist eine der guten Erinnerungen an unseren ersten Aufenthalt. Sie besuchte unsere Messe, bevor wir zusammen Kaffee tranken.

Bei den Schwestern hatten wir die Möglichkeit, in Kontakt mit den Franziskanern zu Köln zu kommen. Sie haben uns gut empfangen, aber sie hatten Angst, vor allem, da wir eine Gruppe waren. Man könnte uns bemerken. Sie selbst wurden genau beobachtet. Pater Jean-Robert, der gut Deutsch sprach, gestaltete die Kontakte. Einige Brüder hatten auch Kontakt mit den Klarissen.

Wir zogen dann oft zum Kolpinghaus in der Nähe des Bahnhofs Gereon. Da fühlten wir uns wohl. Es gab eine Kapelle. Wir Franziskaner waren immer zusammen und hatten einen eigenen Tisch. Wir waren inmitten der Fremdarbeiter in Deutschland. Die Camps für junge Arbeiter umgaben Köln. Das Wochenende trafen wir mit den jungen Christen zusammen, die in den verschiedenen Lagern waren. Es gab Arbeiter aus unterschiedlichen Ländern.

Wir gingen in die Lager rund um Köln, um die jungen Franzosen zu treffen.

Mittags aßen wir in der Kantine des Bahnhofs. Am Abend aßen wir in unserem Lager und dann besuchten wir ein anderes Lager. Wir unterhielten uns mit den Leuten dort. Wir stellten uns als Ordensleute vor und boten ihnen an, über den Glauben zu sprechen. Das war eine gute Sache. Aber alles musste geheim bleiben, denn Propaganda war verboten.



Bruder Eloi Leclerc ofm

Später wurden wir aber ins Gefängnis nach Brauweiler überführt und wurden Verhören unterzogen. Sie folterten einige von uns, damit wir sagen sollten, dass wir im Dienst des Widerstandes (résistance) seien. Sie verhängten nie eine Strafe gegen mich. Ich war einer der ersten, die verhört wurden. Ich hatte nichts zu verbergen. Sie verschärften dann ihre Vorgehensweise und misshandelten einige von uns.

Schließlich brachten sie uns dann zur IVA (Köln Messe-Deutz, wo ein Messegelände Köln gebaut und dann von den Nazis in ein Gefangenenlager umgewandelt wurde, Anmerkung des Übersetzers), nicht weit vom Bahnhof entfernt. Tagsüber wurden wir beim Bau eines Stützpunkts der Luftwaffe eingesetzt und mussten das Gelände für den Bau von Landebahnen planieren. Abends kehrten wir nach Köln zurück.

Dort traf ich Konrad Adenauer, der zu uns kam um uns zu begrüßen, respektvoll und mit viel Gefühl. Er wusste, dass wir Franzosen waren. Ich schrieb ihm nach dem Krieg, um ihm zu danken und er antwortete mir. Er hatte einige Zeit in der Benediktinerabtei Maria Laach verbracht, um dort Zuflucht zu finden. Er war vor dem Krieg Bürgermeister von Köln gewesen. Die Faschisten hatten ihn abgesetzt, er wurde der Korruption beschuldigt. Er und Charles de Gaulle haben nach dem Krieg die deutsch-französische Freundschaft aufgebaut. Er war ein großer Mann.

Der Franziskaner Éloi Leclerc ofm wurde 1921 in Landerneau (Bretagne) als Sohn einer Familie mit 11 Kindern geboren (darunter Édouard, der die Grosshandelskette „Centres E. Leclerc“ geschaffen hat) und trat 1939 in das Noviziat der Franziskaner in Amiens ein.

Seine Erlebnisse in Köln und Buchenwalde sind hier veröffentlicht. Er schrieb neben vielen anderen Werken das Buch „Weisheit eines Armen“ (1959), das ihn bekannt gemacht hat, ein namhaftes Buch über franziskanische Spiritualität.

Vier Brüder starben als Märtyrer der Nächstenliebe Anfang 1945.
So starben diese vier jungen Franziskaner:

Bruder Gerard Martin CENDRIER, gebürtig aus Paris, war voller Hingabe und Güte, vor allem für die Kranken. Er teilte alles, was er hatte, seine magere Ration Brot. Kurz nach Weihnachten 1944 wurde er aus dem „Krankenhaus“ ausgewiesen, weil er angeblich nicht sehr krank wäre und starb am 24. Januar 1945 während der Rückkehr in die Kaserne in den Armen eines Kameraden.



Bruder Gerard Martin Cendrier

Er fiel in den Schnee, lächelnd und ohne Klage. Er hat die „vollkommene Freude“ des heiligen Franziskus gelebt. Er war 25 Jahre alt.





Bruder Xavier Boucher

Bruder Xavier BOUCHER aus den Vogesen Dieser hatte eine Vorliebe für Einsamkeit, Stille und Gebet. Voller Gefühl litt er sehr unter der Freizügigkeit in den Arbeitslagern. Er war voller Aufmerksamkeit für die Schwächsten.

Er konnte auch nicht im „Krankenhaus“ des Lagers behandelt werden und starb allein, in Stille und Frieden am 15. März 1945. Mit 24 Jahren war er der jüngste der Franziskaner im Lager.

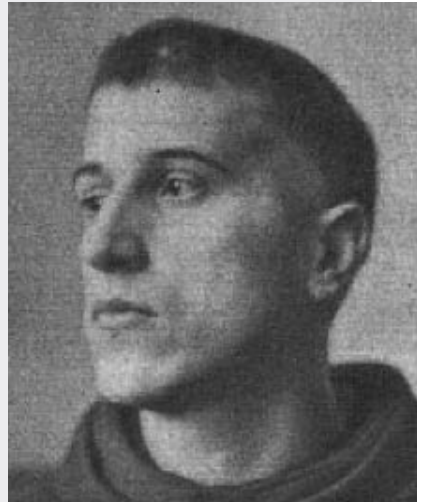
Bruder Roger LE BER war Bretoner aus Landivisiau. Er war schüchtern und meditativ. Er liebte alle um sich herum, und jeder liebte ihn. Nach dem Tod von Gérard und Xavier verlor er seine Stärke. Eines Tages hatte er Halberstadt zu verlassen und in ein anderes Lager zu gehen. Aber er konnte wegen seiner Schwäche nicht schnell genug gehen. Er blieb so weit zurück, dass ein deutscher Soldat ihn aus der Nähe erschoss und ihn tot auf der Straße ließ.



Bruder Roger Le Ber

Es war der 12. April 1945, er war 25 Jahre alt.

Bruder Louis PARAIRE aus Vincennes bei Paris, lachte über sich selbst, war stets darauf bedacht, um sich eine Atmosphäre der Liebe und enger Brüderlichkeit zu verbreiten. Er war bereits geschwächt, als im April 1945 die Zeit der Umgruppierung der Lager kam. Das Lager Buchenwald war überlastet, vier- bis fünftausend Gefangene wurden dem KZ Dachau zugeführt. Die Fahrt wurde mit dem Zug vom Bahnhof in Weimar unternommen, hundert Personen pro Güterwagen. Es war ein wirklicher Todeszug. Ruhr war allgemein verbreitet und Louis litt mehr als andere daran. Bruder Eloi Leclerc beschrieb die schreckliche Reise von 21 Tagen.



Bruder Louis Paraire

Bruder Louis starb mit 26 Jahren am 26. April 1945 bei Pocking vor der Ankunft im Lager Dachau, wo die Häftlinge von den Amerikanern später befreit wurden. Louis starb im Waggon, während die anderen Brüder ihm den Sonnengesang des heiligen Franziskus vorsangen.

**Aus einem Dossier, geschrieben von Fr. Hugues DEDIEU,
Archivar der Franziskanerprovinz von Frankreich-Belgien**

TAUWETTER

...franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung

2002

- 1 AFGHANISTAN – DAS UNBEKANNTE LAND AM HINDUKUSCH
- 2 AFGHANISTAN – MEHR ALS 2 JAHRZEHNTE KRIEG
- 3 ISRAEL UND PALÄSTINA – EIN LAND UND ZWEI GERECHTIGKEITEN
- 4 EHRFURCHT VOR DER SCHÖPFUNG

2003

- 1 KRIEG – NIEDERLAGE DER MENSCHHEIT
- 2 INTERNATIONALER RAT DES FRANZISKANERORDENS
FÜR GERECHTIGKEIT, FRIEDEN UND BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG
- 3 MIT EIGENSINN UND GOTTESGESPÜR:
KLARA VON ASSISI ZUM 750. TODESTAG
- 4 WASSER ALS LEBENSGUT

2004

- 1 MENSCHENWÜRDIG STERBEN
- 2 ZWEI KLASSEN MEDIZIN
- 3 GEWALTFREI
- 4 DER SUDAN ZWISCHEN MACHTKAMPF UND VÖLKERMORD

2005

- 1 PAX AMERICANA
- 2 DER HERR GEBE DIR DEN FRIEDEN – EINE NEUE WELT IST MÖGLICH
- 3 SOZIALSTAAT DEUTSCHLAND
- 4 EUROPÄISCHE IDENTITÄT

2006

- 1 ROTE KARTE FÜR DEN MENSCHENHANDEL
- 2 OSTAFRIKA: DIE WUNDE IM FLEISCH
- 3 20 JAHRE FRIEDENSGBET VON ASSISI
- 4 INTERKULTURELLES ZUSAMMENLEBEN –
MUSLIME UND CHRISTEN IN DEUTSCHLAND

2007

- 1 WELTZOZIALFORUM NAIROBI 2007
- 2 DIE SACHE DES FRIEDENS
- 3 KOLUMBIEN: DIE SCHATTEN DES TODES
- 4 ELISABETH – EINE LEIDENSCHAFTLICHE FRAU

2008

- 1 BEDROHT – VERFOLGT – VERTRIEBEN:
FLÜCHTLINGSSCHICKSALE IN OSTAFRIKA
- 2 GELD: GOTT-GÖTZE-GERECHTIGKEIT
- 3 FRANZISKANER IM DIALOG MIT DEM ISLAM
- 4 DER AFGHANISTAN – KONFLIKT

2009

- 1 ANSTÖSSE ZUR MENSCHLICHKEIT
- 2 KRISE AUS DUMMHEIT UND GIER
- 3 SCHÖPFUNG IM HERZEN DER SENDUNG
- 4 BIG BROTHER IS WATCHING YOU

2010

- 1 DIE BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG IM TÄGLICHEN LEBEN
DER MINDERBRÜDER
- 2 BEDINGUNGSLOSES GRUNDEINKOMMEN
- 3 ZUSAMMEN-LEBEN IN DEUTSCHLAND
- 4 25 JAHRE EINSATZ FÜR GERECHTIGKEIT, FRIEDEN UND
BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG – 25 JAHRE TAUWETTER

2011

- 1 KEUSCHE HURE KIRCHE – DER MISSBRAUCHSSKANDAL
FAKTEN UND FOLGERUNGEN
- 2 WELTETHOS – WIR HABEN ES SATT
- 3/4 FRANZISKANISCHES ENGAGEMENT FÜR UMWELTGERECHTIGKEIT

2012

- 1 DAS FRANZISKANISCHE MENSCHENBILD –
FUNDAMENT DES FRIEDENS
- 2 MULTIRELIGIÖSES UND INTERRELIGIÖSES ZENTRUM
IN BELGRAD
- 3 WIRTSCHAFT BRAUCHT ETHIK
- 4 KIRCHE, ÖFFNE DICH!
II. VATIKANISCHES KONZIL – ERINNERUNG UND AUFTRAG

2013

- 1 KIRCHE, ÖFFNE DICH!
II. VATIKANISCHES KONZIL – MIT DER TRADITION IN DIE ZUKUNFT
- 2 ENERGIEWENDE
- 3 RÜSTUNGSEXPORT
- 4 FLÜCHTLINGE OHNE PAPIERE – EIN DRAMA MITTEN UNTER UNS

2014

- 1 SYRIEN – HINTERGRÜNDE & FRIEDENSVORSCHLÄGE
- 2 DIE GROSSE TRANSFORMATION – NACHHALTIGES WIRTSCHAFTEN
- 3 ZWISCHEN KRIEG & FRIEDEN –
FRANZISKANER IM ERSTEN UND ZWEITEN WELTKRIEG
- 4 MITGESCHÖPFE – UNSER VERHÄLTNIS ZU DEN TIEREN

2015

- 1 STERBEN HELFEN – ZWISCHEN SELBSTBESTIMMUNG
UND UNVERFÜGBARKEIT

BESTELLUNG ALTER HEFTE (VGL. WWW.TAUWETTER-ONLINE.DE) BEI:

REDAKTION TAUWETTER, FRANZISKANER,
BURGSTRASSE 61
51103 KOELN
TELEFON 02 21.87 3113
TELEFAX 02 21.87 00 464
REDTAUWETTER@AOL.COM

WWW.TAUWETTER-ONLINE.DE